

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Arkiel Tidschr.

Inhaltsverzeichnis.

Einige Abbildungen zu dem Aufsatz von Huth mußten aus Raummangel zurückgestellt werden; sie erscheinen in Heft 1 der 3. Folge.

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte, Sitz Detmold, Bandelstraße 7
Für den Inhalt der Aufsätze stehen die Verfasser ein.

2. Folge — Bielefeld, April 1931 — Heft 6

Leitsätze für die deutsche Vorgeschichtsforschung.

Von H. A. Prietze, Hannover.

Die deutsche Vorgeschichte, die bis vor kurzem einem dürren Felde glich, das nur einige kümmerliche Pflänzlein trug, hat sich plötzlich, hauptsächlich durch das Vorgehen Direktor Teudts in ein üppig keimendes Saatfeld verwandelt. Überall sprießen die neuen Erkenntnisse auf, jeder Tag und jede Gegend hat etwas Anderes zu dem angeschlagenen Thema hinzuzufügen. Die Frage ist schon lange nicht mehr, wo bekommen wir Stoff her, um diese Blätter zu füllen, sondern wie retten wir uns vor der Überfülle des Stoffes, wie bekommen wir Ordnung und Übersicht, wie leiten wir unsere Mitarbeiter zu planmäßigem Sammeln und Forschen an?

Mit anderen Worten: wie wird unser Stoffsammeln zu einer Wissenschaft gestaltet werden können?

Es ist nicht alles Wissenschaft, was sich so nennt. Vieles ist bloß willkürliches Einteilen des Stoffes nach willkürlichen Begriffen. Davor muß man sich im Anfang am allermeisten hüten. Denn ist erst einmal ein falsches Schema da, so ist es ein furchtbares Hemmnis für jede wahre Erkenntnis und nur mit der größten Mühe wieder zu beseitigen.

Um nicht fehl zu gehen, muß man auf das Ursprünglichste zurückgreifen und sich klar sein, daß Wissenschaft, die nicht ein schematisches Einteilen des Stoffes sein soll, nur eine solche sein kann, die in der Fülle der Erscheinungen die natürliche Gesetzmäßigkeit zu finden weiß.

Alle wirkliche Wissenschaft ist daher Naturwissenschaft, auch dann, wenn sie von den Erzeugnissen des menschlichen Geistes handelt und sich mit einem besonderen Stolz Geisteswissenschaft nennt.

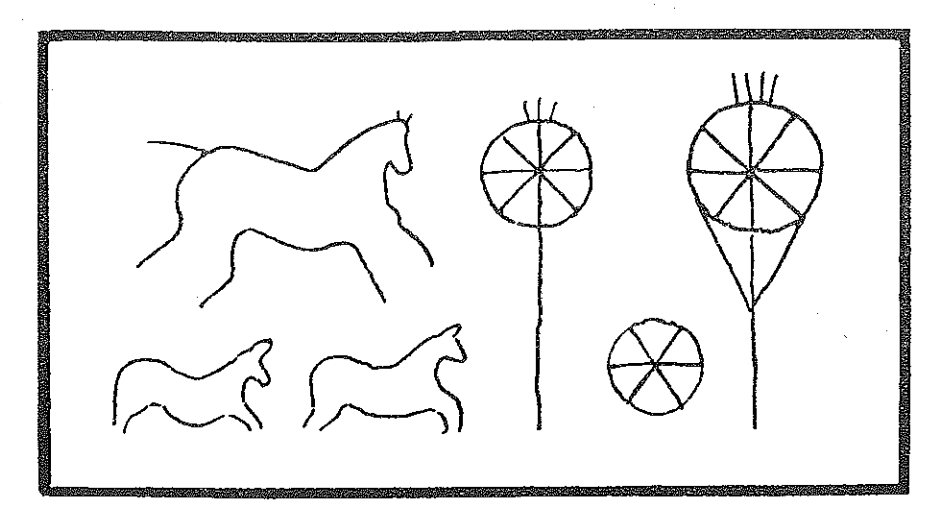
Es gibt zwei Arten von Naturwissenschaft, von denen die eine hier nicht in Frage steht, nämlich die der unbelebten Natur, welche nach reinen Verstandsbegriffen geordnet ist. Wir haben es mit der lebendigen Natur zu tun.

Die Wissenschaft der lebendigen Natur aber ist die Lehre von der Gesetzmäßigkeit der lebendigen Gestalten, einer Gesetzmäßigkeit, die ebenso streng ist wie die der toten Welt, aber deshalb doch nicht logisch, verstandesmäßig durch Messen und Zählen erfaßbar ist, sondern eine Ausbildung der künstlerischen Anlagen des Menschen erfordert. Unter lebendiger Gestalt ist Äußeres und Inneres, Leib und Geist und ihre Lebensäußerungen zu verstehen, was ja innigst verbunden und voneinander abhängig ist.

Wir gründen also unsere Vorgeschichtsforschung, im Gegensatz zu dem gedankenlosen Schlendrian in anderen Geisteswissenschaften bewußt auf die natürliche Gesetzmäßigkeit der menschlichen Gestalt, also auf das, was man gemeinhin Blut und Rasse nennt.

Hierbei kann es uns nicht stören, daß es noch keine anerkannte Rassewissenschaft gibt, wir brauchen uns auch in den Streit der Meinungen, ob es Rassen gibt oder

nicht, gar nicht einzulassen. Es ist sogar besser, wenn wenn wir überhaupt nichts davon wissen und mit ganz unbefangenem Blick an den Menschen herantreten, wie er sich in den verschiedenen Landschaften unseres Vaterlandes unseren Augen darstellt. Nur aus unmittelbarer Beobachtung kann ja auch letzten Endes wirkliche Wissenschaft der lebendigen Natur und der Rasse geboren werden. Wie Goethe auf seiner Reise von Weimar nach Pyrmont „mit lebhaftem Interesse die sehr merkbare Verschiedenheit der menschlichen Gestalt beobachtete“, so ist ein Vorgeschichtsforscher heute noch nicht davon entbunden, die Augen aufzumachen. Später, wenn die deutschen natürlichen Stammesgrenzen erst einmal in der Schule gelehrt werden, können auch unter Umständen Leute, die kein Auge für Stammesunterschiede haben, sichere Arbeit als Vorgeschichtsforscher leisten.



Verschiedene Felsenritzzeichnungen von einer Felswand bei Dürkheim.

Urkundlich wird 1360 ein Brünnolddes stuol (schon entstellte Namensform) bei Dürkheim in der Pfalz erwähnt. Möglicherweise handelt es sich um die gleiche Felsklippe, von der die Bilder stammen. Sie ist als uralte Kultstätte gekennzeichnet: einmal durch die eingehauenen Bilder, weiter durch Inschriften aus römischer Zeit (Mercurius Cisustius Deus) und schließlich dadurch, daß noch im Anfang des 19. Jahrhunderts dort Frühlingsfeuer angezündet wurden. Man hat deswegen diese Klippe mit dem Brünhildenmythos zusammengebracht.

(Zum Aufsatz von Huth, Das Roßsymbol.)

Um dies zu begründen, stelle ich das Folgende fest. Die uns von den römischen Schriftstellern überlieferten deutschen Stämme waren unter sich nicht vollkommen gleich. Tacitus charakterisiert die Chauken, Cherusker, Chatten, Langobarden in ihrer geistigen Art sehr verschieden, also müssen sie auch leiblich verschieden gewesen sein. Das kurze Schema, das Tacitus vom Aussehen der Germanen gibt, ist nicht als Beweis des Gegenteils zu verwerten, denn innerhalb dieses Schemas sind noch die größten Abweichungen denkbar. Er sagt ja nichts darüber, ob die Germanen lange, schmale oder kurze, gebogene Nasen gehabt haben, ob die Stirn steil und schmal oder zurückfliehend und breit gewesen ist usw. Kurzum, es fehlen alle nähere Angaben, die zur Beschreibung unerläßlich sind.

Fraglos waren die deutschen Stämme innerlich durch Blutsverwandschaft verbunden. Daraus folgt mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß sie äußerlich und innerlich das gleiche Gestaltgesetz verkörperten und sich durch dies Gestaltgesetz von ihren Stammesnachbarn „sehr merkbar“ unterschieden.

Diese Feststellung betrifft aber wohl zu merken nur die echten Stämme, nicht die durch kriegerische und sonstige Angliederungen erweiterten, wie etwa die späteren Alemanen, Franken und Sachsen.

Bei unseren Forschungen müssen wir immer von den echten Stämmen ausgehen, da alle Kultur aus ihnen hervorgewachsen ist.

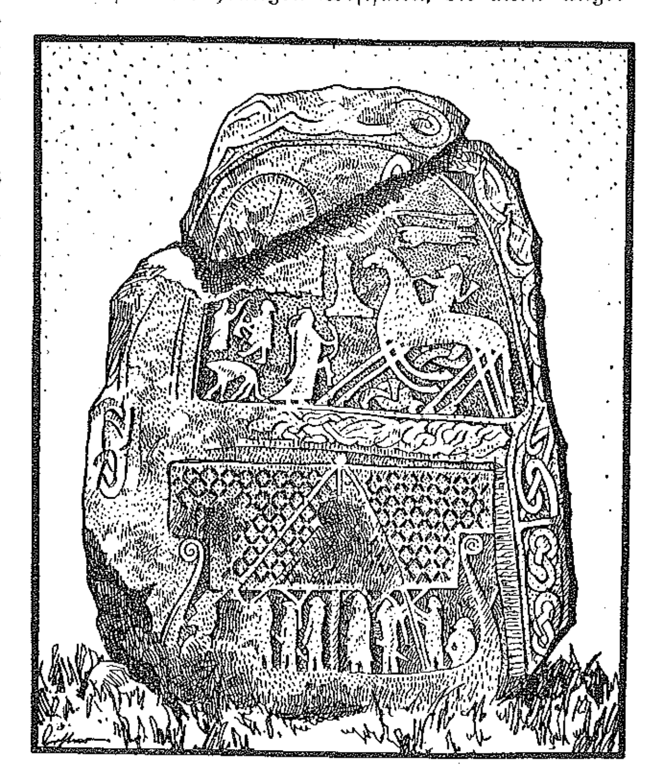
Und nun kommt eine Feststellung, die von allergrößter Bedeutung für uns ist, nicht nur für uns als Vorgeschichtsforscher, sondern für uns als Deutsche überhaupt, die Feststellung nämlich, daß jene echten Stämme der Römerzeit noch heute in ihrer ganzen leiblichen und geistigen Gesetzmäßigkeit vorhanden und fast genau in den Grenzen beheimatet sind, wo sie damals wohnten. Dies gilt für Deutschland von der holsteinischen Halbinsel bis etwa zum Main hinunter. In den später besiedelten Gegenden sind ebenso die Stämme oder Stammessplitter unverändert geblieben.

Der Beweis wird durch den Augenschein geführt. Das Vorhandensein in sich gleichartiger Stämme kann niemand verborgen bleiben, der den Mut zu unbefangener Beobachtung hat. Es kann sich zum Beispiel jeder leicht davon überzeugen, daß vom westlichen Rand des Osning bis nach Hattingen an der Ruhr ein gleichartiger Stamm wohnt, den man als die eigentlichen Westfalen kennt. Er kann auch ebenso feststellen, daß östlich des Osning und westlich Hattingen Leute wohnen, die, ohne ihren deutschen Stammescharakter im allgemeinen zu verleugnen, doch grundverschieden von den Westfalen sind.

Die heutigen Stammesgrenzen stimmen nun im innern Deutschland recht gut mit den von den Römern überlieferten überein, und so müßte man denn schon eine Auswanderung oder Vernichtung mit sicheren Gründen beweisen, wenn man die Folgerung nicht ziehen wollte, daß die alten Stämme in den Bewohnern der verschiedenen Landstriche wiederzufinden sind.

Eine andere Vermutung, daß sich im Laufe der Zeit die Stämme innerlich und äußerlich so umgewandelt haben könnten, daß sie nicht mehr in ihrer alten Art zu erkennen wären, widerspricht aller Gesetzlichkeit der lebendigen Natur und ist bei der tatsächlich festzustellenden Gleichartigkeit der heutigen Stämme gar nicht vorstellbar. Also die alten Bructerer sind die heutigen Westfalen, die alten Angrivarier die heutigen Engern, die Cherusker die heutigen Bewohner des Leinetales, die Chattenstämme werden in den heutigen Hessenstämmen wiedergefunden usw.

In meinem Buch „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen“ habe ich auf der beigegebenen Übersichtskarte die Grenzen der noch jetzt vorhandenen echten Stämme angegeben. Sie enthält zwar noch viele Lücken und Unsicherheiten, gibt aber doch schon einen Anhalt für weitere Forschungen und ein Bild davon, wie etwa die Stammesgebiete zu denken sind. Es wird sofort einleuchten, daß die Kenntnis dieser natürlichen Stammesgrenzen das Rückgrat der deutschen Vorgeschichtsforschung werden muß. Ohne die Kenntnis dieser Grenzen und was sie umschließen, würde unsere Arbeit des lebendigen Inhalts entbehren, wir würden von lauter toten Dingen reden, die mit dem Jetzt nur ganz lose verschwommene Zusammenhänge hätten. Statt leben=



Sleipnirstein mit Walhalldarstellung (Tjängvide, Gotland.

Verkleinert nach einer Abb. in Hahne, Totenehre im alten Norden. Eugen Diederichs Verlag, 1929.

(Zu dem Aufsatz von Huth, Das Roßsymbol.)

diger Anschauung würden wir nur inhaltlose Namen und Begriffe haben. — Wie schön trifft es sich, daß unsere Forschungen ihren Ausgang von dem gemeinsamen Heiligtum dreier Stämme nehmen und daß wir diese Stämme noch heute mit Augen schauen, die Bructerer, Engern und Fossen? Denn diese letzteren, nicht Sugambrer und Marsen sehe ich in den südlich bei Kohlstädt angrenzenden Leuten, die ihren Hauptort in Marsberg gehabt haben und noch jetzt als Diemelfösse benannt werden. Nach Tacitus sollen sie von den Hessen ihrer äußeren Selbständigkeit beraubt worden sein, wobei dann auch der Name Hessen zeitweilig auf sie übertragen sein mag. Kann es eine bessere Bestätigung für die Annahme Teudts geben, daß bei Kohlstädt sich ein Heiligtum von ganz besonderer Bedeutung befunden habe, als dieser Augenschein?

An dem Leitfaden der heutigen Stammesgrenzen wird es gelingen, auch die anderen Mittelpunkte des Volkslebens unserer Vorfahren aufzufinden, wenn auch vielleicht Kohlstädt in seiner Bedeutung einzigartig bleibt. Jeder Stamm muß seinen eigenen Mittelpunkt gehabt haben, wo die Landesversammlungen stattfanden und sich der Sitz der vornehmsten Familie befand. Wir werden ihn immer da vermuten müssen, wo auch der räumliche Mittelpunkt des Stammesgebietes war.

An die Kenntnis der Stammesgrenzen schließt sich die der Gaugrenzen, an diese wieder die der alten Hundertschaften. Wir werden auch die Vororte der Gaue feststellen können, werden Heiligtümer größerer und geringerer Bedeutung finden, wir werden lernen, die Fluchtburgen mit den Gauen in Verbindung zu bringen und vieles andere, was für das Leben unserer Vorfahren von Bedeutung war.

Bei diesen mehr ins einzelne gehenden Forschungen werden wir Anhalt finden in der natürlichen Beschaffenheit des Landes, den Gebirgszügen, Flüssen und Markenwäldern; am besten aber wohl in den alten *Orts-*, *Berg-* und *Flurnamen*, die uns ja einen geradezu unerschöpflichen Urkundenstoff aufbewahrt haben, der nur richtig gelesen zu werden braucht, um daraus die eingehendsten und überraschendsten Aufschlüsse zu gewinnen.

Neben der Erforschung der Stammesgrenzen ist also die Ortsnamenforschung für unsere Arbeiten grundlegend. Sie darf nicht von zu engem räumlichen Horizont ausgehen, weil man sonst zu leicht Täuschungen unterworfen ist. Ich habe in dem oben angeführten Buch nachgewiesen, daß *in den alten Namen eine große, kaum zu erwartende Einheitlichkeit der Formen über ganz Deutschland*, von Holstein bis in die Alpentäler hinein besteht. Dadurch wird die Deutung der Namen aus den allgemein gleichen Lebensverhältnissen der deutschen Stämme heraus gesichert. Nicht die unendliche Verschiedenheit der umgebenden Natur bot den Stoff für die Namen, sondern die angestammten Lebensformen, die auch auf den weiten Wanderungen der Stämme unverändert mitgenommen wurden. Dies muß man zunächst wissen. Dann aber wird man örtliche Besonderheiten der Sprache und Mundart in den Ortsnamen wiederfinden, denen nachzuspüren Sonderaufgabe für die Heimatforscher bleiben wird.

Auf der so umrissenen naturwissenschaftlich-geographischen Grundlage kann sich nun alles andere aufbauen, was die Vorgeschichte betrifft. Was an Religion und Sittlichkeit, an Kunst und Wissenschaften, an politischen und rechtlichen Einrichtungen, an Wirtschaft und Technik bei unseren Vorfahren nachgewiesen werden wird, hat immer irgendwie seinen Ursprung aus jenen Grundlagen.

Jeder Forscher muß unbedingt wissen, wo er mit seinen Forschungen steht, ob er etwas allen oder mehreren Stämmen Gemeinsames oder nur einem einzelnen Stamm Eigentümliches untersuchen will. Diese Besinnung wird vor schädlichen Verallgemeinerungen schützen und das Unterschiedliche, das ja allem Leben erst die rechte Farbe gibt, wird zu seinem Recht kommen.

Unsere Forschungen wenden sich also nach drei Hauptrichtungen:

1. Feststellung der alten Stammesgrenzen; Nachweis von Wanderungen und ursprünglichen Zusammenhängen.
2. Untersuchung allgemeiner Lebens- und Kulturverhältnisse und
3. Erforschung der besonderen Verhältnisse in den einzelnen Stammesgebieten.

Die Punkte 1 und 3 weisen schon darauf hin, daß örtlicher Zusammenschluß der Forscher für diese besonderen Aufgaben unentbehrlich ist. Von einer mittleren Stelle aus kann der ungeheure Stoff, der sich hier ergibt, nicht mehr übersehen und kritisch bearbeitet werden. Trotzdem, oder eigentlich umsomehr, ist Sammlung und

Veröffentlichung der Ergebnisse in einer gemeinsamen Zeitschrift nötig, sonst würde man wieder in die alte Zersplitterung hineingeraten.

Mehr möchte ich in diesem Zusammenhange nicht sagen. Es ist ratsam, eine Einteilung des großen Stoffes zunächst nur in den allgemeinsten Zügen vorzunehmen. Das Weitere wird sich im Forschritt unserer Arbeiten ergeben.

„Die Idee frißt um sich."

Von *Wilhelm Teudt*.

Im vergangenen Herbst erschien in den „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte" ein aus der Feder von Professor Kahrstedt, Göttingen, im Blick auf die von Wirth und mir vertretene Richtung der Notruf: „Die Idee frißt um sich." Welche Idee? Es ist die Herausstellung eines germanischen Geisteslebens durch Sinnzeichenforschung und Landschaftsforschung und die dadurch sich vollziehende Überwindung des alten Geschichtsirrtums über die germanische Vergangenheit. Als ob's verabredet wäre, ist's dann bei den Gegnern lebendig geworden.

Auch Oberstudienrat Dr. Altfeld, Detmold, der sich von Anfang an als mein schärfster Gegner nahezu unheilbar festgelegt hatte, trat mit Vorträgen und Artikeln heraus. Im März fand eine vom „Historischen Verein" für Bielefeld und Umgegend veranstaltete große Versammlung statt, in der Altfeld seinen 5/4stündigen Vortrag hielt. Außer mir traten ihm Professor Dr. Bavink und Studiendirektor Dr. Beyer entgegen. Die Versammlung stellte sich durch ihre Beifallskundgebungen so unzweideutig auf meine Seite, daß die Gegner die Unmöglichkeit einsehen müssen, die Idee — und in diesem Falle meine Sätze — nach der Weise Altfelds niederzukämpfen. Sie werden sich vor allem dazu bequemen müssen, ohne Umschweife die bereits jetzt als unbestreitbar dastehenden Sätze und Gedanken nicht nur offen anzuerkennen, sondern auch in ihrer ganzen Bedeutung ehrlich zu würdigen. Erst dann werden die kritischen Ausstellungen, die von der Gegnerschaft vorzubringen sind, ihre erwünschte wissenschaftliche Aufgabe der Klärung und Förderung erfüllen können.

Ein Musterbeispiel, wie es *nicht* gemacht werden soll, hat Altfeld in der Externstein-, Oesterholz- und Ortungsfrage gegeben. Er hat sich seit Niederschrift seines Mannus-Artikels (1927) zwar zu der Ansicht bequemen müssen, daß an den Externsteinen ein bedeutsames germanisches Heiligtum war, welches von Karl dem Großen zerstört wurde, und wo die Irminsul stand. Diese so überaus wichtigen Zugeständnisse bringt Altfeld aber ganz unauffällig und sucht sie von meinem Namen zu trennen. Denn es kommt A. ja auf Niederkämpfung von Person und Idee an, nicht auf Anerkennung, die ja nur stören würde. Aber Generalpächter der Objektivität bleibt man dabei doch. Und man rettet die deutsche Wissenschaft, daß sie sich nicht „vor dem Auslande blamiert". Dies sind A.s eigene Worte.

Wenn Gegensätze nicht da sind, werden sie auch ersonnen. Altfeld verteidigt den Felsen I als Träger der Irminsul, obgleich dies eine Ansicht ist, auf die ich die Besucher der Externsteine schon mehrfach hingewiesen habe, wegen der auffälligen Abplattung des Gipfels, die den Mönchen und der späteren Zeit kaum zuzutrauen ist.

Mit vollem Eifer und ohne auch die nichtigsten Gründe zu verschmähen, versucht er nachzuweisen, daß das Zerstörungswerk Karls sich aber nicht auf den Felsen II mit seinem Sazellum bezogen habe; dem Sazellum käme keine astronomische Bedeutung zu, sondern es sei eine durch ein nachträgliches Naturereignis zerstörte christliche Kapelle. Er sieht mit seinen Freunden nichts von dem andersartigen Verwitterungszustande und den sonstigen eindrücklichen Anzeichen der Zerstörung an der Nordwest-Seite; auf ihn macht im Blick auf einige sich findende Ausnahmen von der Ostorientierung christlicher Kirchen die geflissentliche Nordost-Orientierung des Raumes keinen Eindruck. Er verschließt seine Augen vor den einleuchtenden Gründen, die für ein Sonnen- und Mondheiligtum sprechen und schiebt die auffällige Tatsache der Wiedererkennung der Male am Horizont mit ihren Parallelen in anderen Ländern beiseite. Er hält es für einen Beweis gegen die Zerstörung durch Karl, daß der Ständer stehen geblieben sei! Das mag genügen.

Es wird vielen Lesern willkommen sein, wenn ich etwas näher auf das eingehe, was Altfeld gegen die Oesterholzer These vorbringt. Der Ortungssatz muß dann noch besonders besprochen werden.

Altfelds Kritik wurzelt — bewußt oder unbewußt — in dem Vorurteil, daß der Satz von einer astronomischen Pflegstätte in Oesterholz gar nicht richtig sein könne. Wenn die Nachricht aus Babylon gekommen wäre, hätte sie eine andere Aufnahme gefunden. Aber A. irrt, wenn er glaubt, daß durch Bemängelung der Methode die Tatsachen selbst, auf die es allein ankommt, aus der Welt geschafft werden könnten.

Kleine Unstimmigkeiten der im ganzen noch gut feststellbaren Umgrenzungslinien des Gutshofes Oesterholz geben bekanntlich die Möglichkeit der Messungsunterschiede, die sich bei allen Linien unter 1° halten und bei den vier Sternlinien, die für die Datierung allein maßgeblich sind, durchschnittlich vier Zehntel Grad betragen[1]). Daher erkennt Altfelds eigener astronomischer Mitarbeiter, Professor Hopmann, Bonn, unumwunden an: „*Es sei bemerkt, daß es für den Versuch einer ‚Datierung' von Haus Gierke belanglos ist,* welche von beiden (Messungen) man wählt." Ihr Einfluß beschränkt sich auf die Frage, ob und inwieweit eine solche Erscheinung, wie in Oesterholz, auch auf den Zufall zurückgeführt werden darf.

Im Katasterauszuge decken sich die geometrisch gemessenen Linien nicht überall mit den in Betracht kommenden Linien der Mauern. Anweisungen mußten von beiden Seiten gegeben werden, da die Ausstellung eines Katasterauszuges nichts mit Azimuten und der Eintragung ihrer Gradzahlen und Hilfslinien zu tun hat. Die Winkelmessungen sind von den Beamten gemäß ihrer mehr oder weniger zulänglichen Anweisung gewissenhaft ausgeführt. Es fragt sich lediglich, ob meine oder Altfelds Anweisung die sachgemäßere war, und ob die Hilfslinien dementsprechend richtig eingezeichnet sind. Das wichtigste aber bleibt immer das erwähnte Ergebnis der beiden Methoden für die Sache.

In Altfelds Ausführungen vermißt man die Hervorhebung dessen, was Hopmann anerkennt; er verschweigt die Erklärung von Professor Neugebauer und Professor Riem, daß auch die Zahlen Altfelds an ihrem Urteil über die Sachlage nichts änderten, deutet dagegen ein Entgegenkommen Neugebauers als ein Zurückweichen. Was sonst noch *für* die Oesterholzer These spricht, läßt A. unbeachtet, vor allem die durch keins seiner Konkurrenzbeispiele erreichte Geschlossenheit und Vernünftigkeit des mythologischen Ergebnisses, die uns sogar trotz unserer Unkenntnis des Denkens der Alten einleuchtet.

Verhängnisvoll für Altfelds Stellungnahme ist der Mangel des Verständnisses für meine in Oesterholz vorliegende Finderaufgabe, die aus einem Material von unbekannter Bedeutung tastend erst etwas heraus erkennen mußte, was für ein vorbildloses Ziel brauchbar war. Die Aufgabe aber war mir durch die Erkennung der Richtung zweier Mauerstücke nahegelegt.

A. hat es als anstößig empfunden, daß ich überhaupt nach „Brauchbarem" gesucht habe, und daß ich mir für die — wochenlangen — Verhandlungen mit den Berliner Astronomen nicht nur einen, sondern mehrere Katasterauszüge verschaffte! Am besten hätte ich nach Altfelds Ansicht wohl die ganze Untersuchung in die Hände eines möglichst Ahnungslosen gelegt! — wie, wenn Archäologen, die den Versuch machen, aus einem Scherbenhaufen ein Gefäß zusammenzustellen, zwischen sich und ihre Aufgabe einen Ahnungslosen schieben wollten! Glaubt Altfeld, daß das Oesterholzer Ergebnis den Berliner Astronomen und mir wie ein Himmelsgeschenk fertig in den Schoß hätte fallen müssen?

Und nun die Zufallsfrage. Grundsätzlich kann sie überhaupt nicht durchschlagend sein, weil die Möglichkeit der zufälligen Entstehung einer Erscheinung noch nicht die Möglichkeit ihrer absichtlichen Entstehung ausschließt. Es können besondere Gründe mit einer Fülle und mit einer Beweiskraft hinzukommen, daß der Gedanke an eine Zufallserscheinung mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird. So ist es mit der Oesterholzer These ergangen. Für sie sind die anfänglich ganz fehlenden geschichtlichen, archäologischen (auch fundarchäologischen) und sonstigen

[1]) Dabei ist ein sich in dem Altfeld-Hopmannschen Artikel (Mannus S. 241) findender Druckfehler ausgemerzt: In der Berechnung des Mittels der Altfeldschen Zahlen muß es 72,5° statt 71,5° heißen. Bei dieser in ihrer Gesamtrichtung ganz eindeutigen Linie V waren die Schwankungsangaben übrigens ganz überflüssig. Das Mittel stimmt mit meiner Messung.

inneren Gründe immer schwerer ins Gewicht gefallen. Auch die schon von vornherein höchst auffällige, wunderbar harmonische Struktur des astronomischen Bildes ist noch weit eindrücklicher geworden durch die neuerliche Erkenntnis, daß es sich bei den vier eindeutig bestimmten Oesterholzer Sternen (Sirius, Kapella, Zwillinge, Orion) um Attribute der Ostara = Istar handelt, und zwar an einem Platze, wo nach einer Überlieferung des 17. Jahrhunderts ein *Ostara-Heiligtum* gewesen ist! Durch solche Momente und die geschichtlichen Erkenntnisse hat die Frage nach der zufälligen Entstehung mathematisch ähnlicher Figuren ihre anfängliche Bedeutung verloren. Trotzdem wollen wir die Zufallserwägungen im Blick auf gewisse Seiten des Problems nicht vernachlässigen.

Rein mathematisch gedacht rückt der Zufall natürlich um so näher, eine je breitere Fehlergrenze für die Azimute als zulässig angesehen wird. Aber die für alle Berechnungen, Experimente und Beispiele maßgebliche Oesterholzer Fehlergrenze ist eng. Auch wenn die nach Altfelds Anweisung gemessenen Azimutzahlen zu Grunde gelegt werden sollen, so betragen die Abweichungen von den astronomischen Zahlen bei den für die Datierung maßgeblichen Fixsternlinien nur 0,8—0,2—0,1—0,8° (Mannus S. 241, unter Beseitigung des Druckfehlers bei V), also durchschnittlich 0,5°, bei Hinzunahme der Linien I und II 0,6°, was einen Spielraum von 1,2° für jeden Ort bedeutet.

Als mythologisch in Betracht kommende Auf- und Untergangsorte können — einspruchsfrei — höchstens $16 \times 2 = 32$ Örter angesehen werden. Wir wollen den zulässigen Spielraum noch in weitherziger Weise um mehr als ½° auf 2° erhöhen. Dann sind 64 von den 360 Graden der Windrose mit Örtern belegt, also ein Sechstel des Horizonts.

Die erste Grenzlinie eines zufällig entstehenden sechseckigen Gutshofes kann beliebig durch die Gegend gezogen werden, ihr wird immer eine mythologische Bedeutung beigelegt werden können. Denn infolge der Präzession (Verschiebung) der Fixsterne wird an jedem Punkte des Horizonts in irgendeiner Zeitperiode einmal der Auf- oder Untergangsort irgendeines mythologischen Gestirns gewesen sein, was in allen Fällen durch astronomische Berechnung festzustellen ist.

Ist aber die erste Linie angenommen, dann können die anderen fünf Grenzlinien nicht mehr beliebig gewählt werden, sondern sie müssen in ihrer Verlängerung auch fünf Punkte des Horizonts treffen, die *in der gleichen Zeitperiode* ihre mythologische Bedeutung hatten. Das sind in jeder Zeitperiode immer nur 32 Punkte, und der Spielraum von 2° bleibt auch immer derselbe. Der Zufall würde also bei jeder dieser fünf Linien durchschnittlich fünfmal fehlgreifen und das sechstemal einen mythologischen Ort treffen. Bereits verwertete Punkte fallen für die folgenden Linien aus. So kommen wir schon bei bloßer Addition zu der Zahl von $1 + (5 \times 6) + \text{ca. } 7 = 38$ durchschnittlich erforderlicher Zufallsentstehung. Damit haben wir durch schlichteste Erwägung eine *äußerste Mindestzahl* gefunden. Auf an sich notwendige, aber verwickeltere Erwägungen, die zu weit höherer Zahl führen, können wir verzichten. Wenn nun Altfeld sich zu dem Satz versteigt, daß unter den sechseckigen Gutshöfen jeder *zweite* ein „Sternhof" wie Oesterholz sein müßte, dann kann er zu dieser völlig aus dem Rahmen fallenden Behauptung nur infolge einer ganz ungebührlichen Ausweitung der Vergleichsbedingungen oder durch einen sonstigen Grundfehler gelangen. Ich rechne es als eine gute Wirkung der Altfeldschen Bemühungen, daß der Gedanke, mit schematischer Verwendung von Wahrscheinlichkeitsformeln der Zufallsfrage beizukommen, nun wohl allseitig fallen gelassen ist. Aber kein Mathematiker kann unserer Logik einleuchtend machen, daß $5 \cdot 6 + x = 2$ sei.

Für die Zukunft dürfte es als unerläßlich angesehen werden, daß Beispiele, die dem Sternhof Oesterholz als konkurrenzfähig an die Seite gestellt werden sollen, auch *ihre Eignung als einstiges Heiligtum* nachweisen müssen, was Alter, Geschichte, Sage, auffällige Erscheinungen und ihre Lage inmitten eindrücklichster Zeugen germanischer Vergangenheit anlangt. Ja noch mehr: Wer Oesterholz als Zufallsprodukt und Durchschnittserscheinung hinstellen will, von dem kann billigerweise gefordert werden, daß seine Vergleichsbeispiele nicht nur als schlechtere, sondern daß manche auch als gleichwertige, manche sogar als bessere Objekte für eine solche These angesehen werden können, und zwar sowohl in astronomischer wie in den erwähnten anderen Hinsichten. Sonst würde ja unser Sternhof Oesterholz eine *unerreichte Höchstleistung* des Zufalls sein!

Auch damit könnten wir uns gern begnügen, denn in Wirklichkeit hebt das Ergebnis „unerreichte Höchstleistung" den Gedanken an einen Zufall auf.

Die an sich durchaus dankenswerten Versuche Prof. Hopmanns, ob nicht die Oesterholzer Figur auch andere astronomische Deutungen zuließe (wodurch dann ihr astronomischer Wert herabgedrückt würde), haben ebenfalls nur Ergebnisse gehabt, die neben Oesterholz nicht in Betracht kommen können. Durch die Neugebauersche Tafel des Verhältnisses aller mythologischen Sternlinien der letzten sechstausend Jahre zu den Oesterholzer Mauerrichtungen (Mannus XX, S. 223) sind solche Versuche vollends als aussichtslos erwiesen. So stehen die Grundlagen der Oesterholzer These nach vierjähriger stärkster Befehdung unerschüttert da.

Positiv hinzugekommen ist dann aber die ganze Fülle der Bestätigungen des kultischen Charakters der den Gutshof umgebenden Oesterholzer Mark. In die Kette ihrer Heiligtümer fügt sich die der Ostergottheit geweihte Gelehrtenschule wie ein notwendiges Glied ein.

Die Teutoburg des Tacitus.

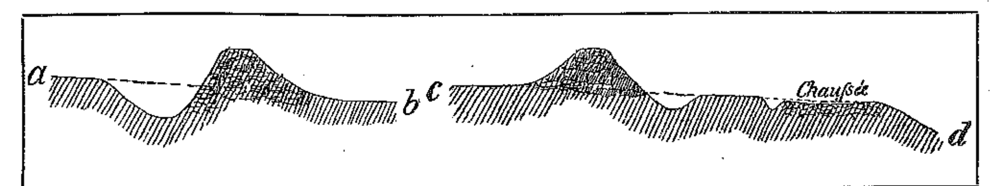
(Vgl. den Aufsatz in Heft 5, S. 111—115)

„Ich flehe den Genius des deutschen Altertums an, daß er seine Flügel ausbreite über Hermanns wahrer Burg, und jede Entweihung von ihren kostbaren Trümmern schützend abwende!" — Mit diesen Worten hatte Christian Gottlieb Klostermeier 1822 seinen Bericht über die Teutoburg geschlossen. Wie es etwa fünfzig Jahre später auf der Grotenburg aussah, beklagt L. Hölzermann in seinem Buche „Lokaluntersuchungen, die Kriege der Römer und Franken sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend" (Münster 1878). Wir lassen hierunter den entsprechenden Abschnitt folgen (S. 113—117), behalten uns aber vor, das Werk Hölzermanns später noch ausführlicher zu würdigen.

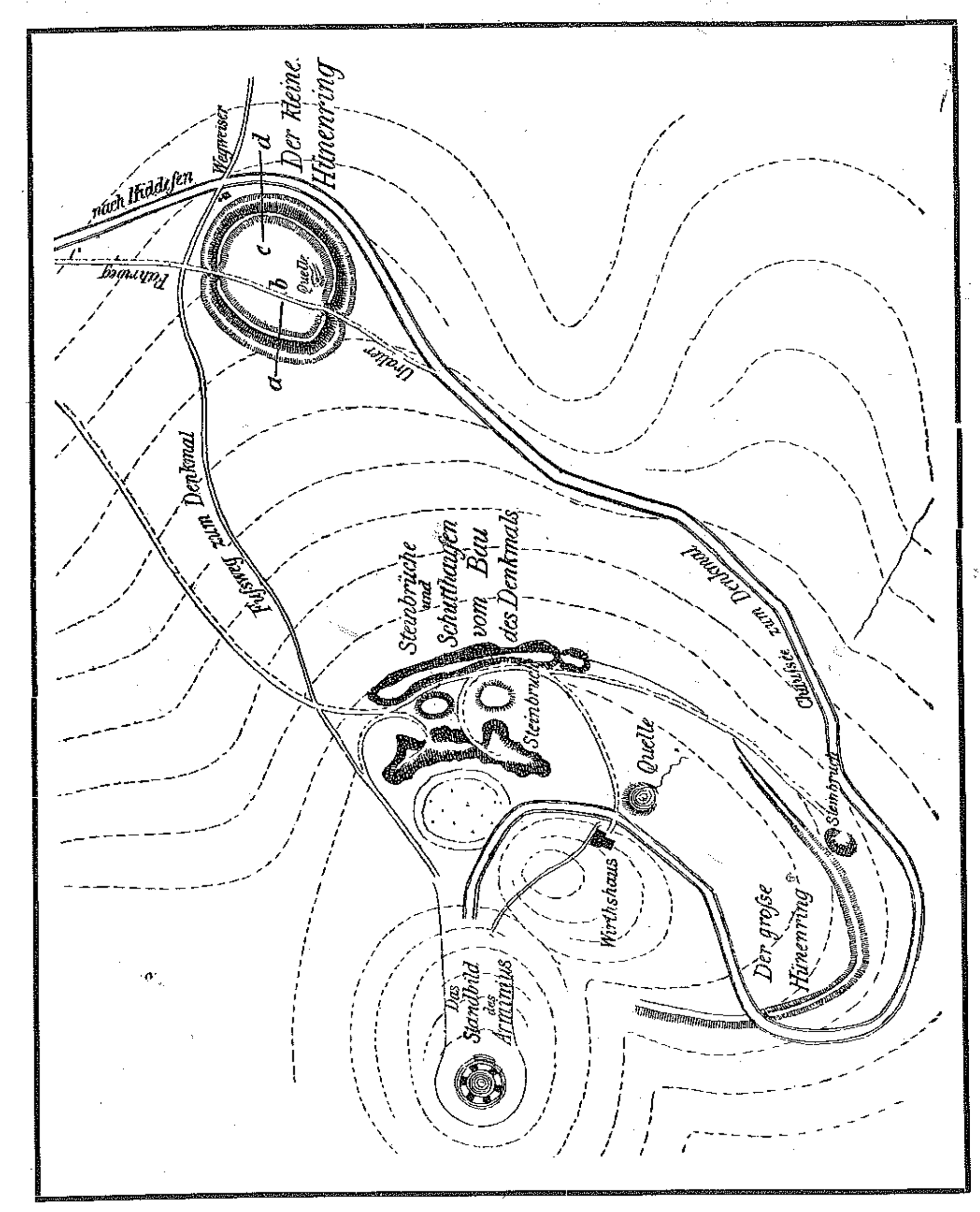
2. Jetzige Beschaffenheit dieser Burgbefestigungen.

„Die Trümmer der ehemaligen Burg wurden zuerst durch den Fürstl. Lippischen Archivrath Chr. Glb. Clostermeier in der oben genannten Schrift [es handelt sich um den in Heft 5 abgedruckten Abschnitt. Schriftltg.] ausführlich und dem thatsächlichen Befunde gemäß beschrieben und so in weiteren Kreisen bekannt. Leider kann man nicht behaupten, daß die Bedeutung derselben allseitig richtig erkannt worden sei; denn außer dem General von Peucker giebt es kaum einen Gelehrten, welcher mit klarem Blicke auf die Wichtigkeit der Clostermeierschen Darstellung aufmerksam gemacht hat (vergl. v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen etc. II. S. 376 ff.).

Besonders aber ist es zu bedauern, daß diese ehrwürdigen Reste in nächster Nähe so wenig Beachtung gefunden haben, daß dieselben an manchen Stellen gänzlich, an andern aber zum größten Theile, um eines höchst unbedeutenden Vorteils willen, zerstört werden konnten und zwar in einer Zeit, in welcher man viele tausend Thaler bereitwillig opferte, um dem Helden der Varusschlacht inmitten jener Burg ein bleibendes Denkmal zu errichten. Die Thatsache klingt unglaublich, daß man die wunderbar zusammengefügten Felsenmauern noch gleichgültig zerschlagen ließ,



Profile (1 : 500) zur folgenden Karte.



Die Hünenringe auf der Grotenburg. Maßstab 1 : 6250.
(Karte XLV aus Hölzermann, Lokaluntersuchungen usw. — Natürliche Größe.)

während der stolze Unterbau des Denkmals emporstieg, — um die Steine zum Chausseebau und zur Einfriedigung von Ländereien und Hofräumen zu benutzen, welche den nahe gelegenen Steinbrüchen in genügender Menge ebenso gut hätten entnommen werden können! (Gesperrt von uns. Schriftltg.) Sogar die zum Zweck dieses Baues angelegten Steinbrüche und sonstigen Anlagen haben der Befestigung der breiten Kuppe des Berges so viel Abbruch gethan, daß die Bennung „großer Hünenring" allmälig ganz in Vergessenheit geräth, weil die sichtbaren Spuren desselben, die einzigen Anhaltspunkte für diese Benennung, fast der völligen Vernichtung anheim gefallen sind. Fragt man Mitglieder

des hohen Bau-Comités und andere einflußreiche Persönlichkeiten nach der Ursache dieser unbegreiflichen Thatsache, so stellt sich heraus, daß man damals den militairischen Zweck jener Felsenmauer nicht einzusehen vermogte, weil dieselben den unklaren Vorstellungen, welche man sich von einer germanischen Burg machte, nicht entsprachen. (Vergl. auch Essellen, Geschichte der Sig. S. 196 — 202.) Noch jetzt sind die Ansichten darüber sehr getheilt. Der gebildete Theil der Bevölkerung stimmt zwar darin überein, daß die Anlagen der Urzeit angehören, doch wird dabei meistens nur der „kleine Hünenring" als das jetzt am meisten in die Augen fallende Werk, in Betracht gezogen. Während die Einen darin lediglich eine Zufluchtsstätte (Bauernburg), oder eine Einhägung für Vieh erblicken, glauben Andere den Ursprung auf religiöse oder politische Zwecke zurückführen zu müssen, obgleich es in beiden Fällen unerklärlich erscheint, weshalb man zu solchen Zwecken nicht den Gipfel des Berges wählte und von der so außerordentlich mühsamen Befestigung des Platzes durch Wall und Graben absah? Letztere Ansicht hat auch der Verfasser der „Terrainstudien" (Königl. Sächs. Major von Abendroth aufgestellt, indem der selbe S. 21 wörtlich sagt:

> „Der Hünenring ist religiösen oder poilitischen Zwecken gewidmet gewesen, aber nicht militairischen, er ist ein interessantes altes überbleibsel, aber außer Zusammenhang mit Varus Kämpfen."

Die für diese Ansicht geltend gemachten Gründe sind:

1. Von der Burgseite würde der Wall, selbst 18 Fuß Höhe angenommen, auf 30 Schritt Entfernung dominirt worden sein.
2. Die Befestigung sperrt weder einen Thalweg, noch sichert sie eine Höhe, denn der „Teut" ist überall zugänglich, nicht allein auf dem erwähnten rückenartigen Abfalle.
3. Als Reduitplatz [Kernwerk] ist sie nicht zugänglich genug, da wäre man auf die Kuppe gegangen, die geräumig genug ist, auch in nächster Nähe Wasser hat.

Wie weit diese Gründe zutreffend sind, wird sich aus nachfolgender Charakteristik der verschiedenen Befestigungsanlagen ergeben:

1. Der **große Hünenring** besteht aus einer niedrigen Felsenmauer (Brustmauer), welche den Plateaurand des Gipfels ehemals so weit umzog, wie das Plateau als Lagerraum für Truppen benutzt werden konnte. Die eigentliche rundliche Kuppe, auf welcher jetzt das Hermannsdenkmal steht, soll vor der Errichtung desselben keine Spur eines Walles, oder einer Mauerumfassung gezeigt haben, eine etwaige Befestigung (Absperrung) derselben kann daher nur mittelst eines Verhaues geschehen sein.

   Um die den Lagerraum gegen Süden und Osten umschließende Mauer sturmfrei zu machen, ist der Abhang des Berges, an dem äußeren Fuße derselben entlang, durch künstliches Abstechen so steil gemacht, als die natürliche Beschaffenheit desselben dies irgend zuließ, wie noch heute deutlich zu sehen ist. In Folge dessen ist aber die Mauer an den steilsten Stellen (der Ostseite) im Laufe der Zeit von dem scharfen Rande herabgestürzt und bedeckt noch jetzt den Abhang mit zahllosen Steintrümmern. Im Innern des Ringes befindet sich eine reichhaltige, nie versiegende Quelle, welche in neuerer Zeit zu einem kleinen Teiche erweitert worden ist. Ohne Zweifel bildete der große Hünenring einst das Kernwerk der ganzen Befestigung, in welchem sich das Volksheer sammelte und in welchem das Heergeräth deponirt wurde.
2. Die am Ostfuße des Berges errichtete, 3 Meter dicke und einst über mannshohe Felsenmauer bildete den **äußeren Ring** der Burg und die erste Verteidigungslinie für den Fall, daß die Burg angegriffen wurde. Der allgemeinen Anlage nach gleicht dieselbe dem Außenwalle der Carlsschanze, wenn auch die Construction eine bei weitem stärkere ist. Den Kampf um eine Mauer von ganz ähnlicher Lage und Construction schildert Tacitus bei Gelegenheit eines Aufstandes der Britannier im Jahre 50 n. Chr. Geb. (Ann. XII 33—35).
3. Der **kleine Hünenring** liegt zwischen beiden (der äußern und innern) Befestigungen der Burg auf einem flachen Bergabhange und war einst, einem künstlichen Absatze nach zu urteilen, außer dem Steinwalle nebst vorliegenden Graben, gegen Osten hin noch mit einem Baumverhau umgeben. Derselbe ist offenbar das Lager eines zur Bewachung der äußeren Mauer

und des nordöstlichen Zuganges zur Burg aufgestellten Wachtpostens; denn an dem Punkte, wo der zur Burg führende Weg (Maiweg)[1]) die ehemalige Felsenmauer schnitt, liegt noch jetzt der Rest eines kleinen Wachthügels als Aufstellungspunkt eines einfachen Beobachtungspostens. Der Hügel trug ehemals eine uralte Buche, welche indeß neuerdings gefällt ist und dadurch die theilweise Zerstörung desselben veranlaßt hat. Der auf einem künstlichen Absatze schräg am Berge hinaufführende uralte Weg durchschneidet den kleinen Hünenring, sodaß früher Niemand zur Burg hinaufkommen konnte, ohne den Lagerplatz des Wachtpostens zu passiren. In dem südlichen Theile der Umwallung desselben liegt eine Quelle, welche Spuren einer künstlichen zum Gebrauch **für Menschen** eingerichteten Einfassung zeigt. (Von einer Viehtränke findet sich keine Spur.)

4. Die „Spreckenborgh" hieß im Mittelalter ein jetzt unter dem Namen „Sprengers Helberg" bekannter Berg[2]), welcher sich gegen Süden an den „Teut" anschließt. Jene Benennung kommt mit dieser letzteren gleichzeitig in den Urkunden vor und verschwindet mit derselben ebenfalls gleichzeitig gegen Ende des 16. Jahrhunderts (s. Lipp. Reg. C Nr. 1660 und 1724). Es scheint daher eine nähere Beziehung zwischen beiden Benennungen bestanden zu haben. Der Gipfel der sog. „Spreckenburg" wird durch eine rundliche Kuppe von so geringer Ausdehnung gebildet, daß dieselbe nur Raum für einen hölzernen Wachtthurm oder für einen Wachthügel bietet. Obgleich die nähere Untersuchung der Beschaffenheit dieser Kuppe durch dichtes Tannengestrüpp augenblicklich außerordenlich erschwert ist, läßt sich doch soviel mit ziemlicher Sicherheit erkennen, daß eine künstliche Zurichtung derselben zu einem **umfangreicheren** Befestigungswerke nicht stattgehabt hat; auch die obere Fläche des Bergabhanges, welche sich als schmaler Rücken in südöstlicher Richtung allmälig in das Thal herabsenkt, zeigt keine Spur einer künstlichen Anlage.

   Dagegen ist dicht nördlich der Kuppe ein breiter scharfgekanteter Absatz zu bemerken, welcher einst vom großen Hünenringe ausgehend, am nördlichen Abhange des Helberges (Spreckenburg) entlang, zum sog. Schlinge hinabgeführt zu haben scheint und auf dem bewaldeten Theile des Berges noch vollständig erhalten ist. Neben dem auf der Mitte des Berges gelegenen Hofe wird derselbe durch einen nach dem Hofe führenden Hohlweg unterbrochen und verschwindet vollständig auf dem anstoßenden Acker. Zur Erklärung des Namens **Spreckenburg** ist anzuführen, daß die Benennung „Burg" für schwach befestigte und als Hochwarten benutzte Bergkuppen von geringer Ausdehnung mehrfach vorkommt, wie die **Münterburg** bei Wellentrup und die **Amelungsburg** bei Hillentrup beweisen. Auch die „Burg" im Bröggel ist weiter nichts, als ein einfacher von einem Walle umschlossener Wachthügel. Es kann daher auch die Spreckenburg als eine zur Teutoburg gehörende Hochwarte angesehen werden, von welcher aus die ganze Gegend bis gegen Horn überschaut werden konnte; außerdem gewährt dieser Punkt volle Einsicht in alle dort befindlichen Thalschluchten und war zur Bewachung des aus dem Thale zur Burg hinaufführenden Weges sehr geeignet. Ob zu diesem letzteren Zwecke besondere Vorrichtungen, wie die Errichtung eines Hügels oder eines hölzernen Thurmes nothwendig waren oder nicht, läßt sich schwer entscheiden; der Name „Burg" deutet jedenfalls darauf hin, daß irgend welche künstliche Anlage den Gipfel krönte. Vielleicht gelingt es noch, durch eine genauere Untersuchung Spuren einer solchen aufzufinden.

   Ein dritter Zugang zum großen Hünenringe führt an der Südwestseite der Spreckenburg entlang über einen beiderseits steil abfallenden Felsgrat von kaum 10 Schritt Breite zu dem westlich der Grotenburg gelegenen ausgedehnten Bergplateau der Hauptkette des Osning (nach Hartröhren) hinauf. Alle drei Wege liefen ehemals an einem Punkte, welcher gegen 350 Schritte südlich des großen Hünenringes lag, in **einen** Weg zusammen, auf welchem man im Bogen (von Westen her) dicht neben einer kleinen Schlucht in die Umwallung gelangte.

[1]) Siehe Plan S. 113, oben links.
[2]) Siehe die Karte S. 112; Sprengers Helberg liegt südöstlich des Denkmals.

Die von Clostermeier erwähnte Verlängerung des großen Hünenringes nach den sog. Steinen hin ist an keinem Punkte mehr aufzufinden. Vielleicht hat zu dieser Angabe ein starker Wall Veranlassung gegeben, welcher in der angegebenen Richtung auf dem rechten Ufer des Heidenbaches liegt. Da das äußere Ansehen desselben keine genügenden Anhaltspunkte für eine Entscheidung bietet, ob derselbe fortificatorischen oder landwirtschaftlichen Zwecken zuzuschreiben ist, sind weitere Nachforschungen nothwendig, bevor ein Urtheil darüber abgegeben werden kann.

Wenn man die Befestigungsanlagen in ihrer Gesammtheit nach Lage und Beschaffenheit näher in's Auge faßt, so tritt die hohe Bedeutung derselben für die germanische Kriegführung unverkennbar hervor, weil sie in jeder Beziehung und in hohem Maaße den Anforderungen entsprechen, welche die Germanen an die Sammelplätze des zur allgemeinen Landesvertheidigung aufgerufenen Heerbannes stellen mußten.

Die verborgene Lage zur Seite der wichtigsten Gebirgspässe, die gesicherte Unterbringung des Gepäcks, ein geräumiger, wohlbefestigter Lagerplatz für die Nacht, vor demselben eine starke Vertheidigungsfront für den Fall eines unerwarteten feindlichen Angriffs, wohlbewachte Zugänge, für Fuhrwerke und Reiter brauchbare Communikationen und endlich ein durch Schluchten und Felswände gesicherter Rückzugsweg zu den weiten Plateaus und verworrenen Schluchten der Hauptkette des Gebirges, das waren die Hauptvortheile, welche die Befestigung der Grotenburg bot und welche diesen Punkt zu einem der hervorragendsten Stützpunkte der kriegerischen Aktion machen mußten, sobald feindliche Heere diese Gegend betraten, wie in den Kriegen gegen die Römer wiederholt der Fall war. Die hier gesammelten Truppen konnten mit ebensoviel Schnelligkeit als Verborgenheit nach jeder Richtung hingeführt werden, sei es, daß man die Gebirgspässe besetzen wollte, sei es, daß man es vorzog, die feindlichen Colonnen in die engen langgedehnten Thalschluchten eindringen zu lassen, um dieselben dort durch überfälle zu vernichten.

Die Lage und Beschaffenheit der Befestigungen auf der Grotenburg weisen daher ebenso bestimmt, wie die Herleitung des Namens darauf hin, *daß sie in ihrer Gesammtheit einst die alte Teutoburg bildeten.* Die hohe Bedeutung dieser Burg aber als Centralfeste des westlichen Cheruskerlandes tritt um so klarer hervor, je schärfer man die eigenthümliche Beschaffenheit jener Gegend und die Richtung der Hauptverkehrsstraßen ins Auge faßt."

(Wer sich darüber unterrichten will, was spätere archäologische Untersuchungen ergeben haben, sei verwiesen auf *Schuchhardt*, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen. Verlag Georg Schade, Salzuflen, 1924.)

Das Roßsymbol und der totenkultische Charakter der Rennspiele.

Von *Otto Huth*.

(Schluß)

Wir verstehen jetzt die sagenhafte überlieferung, die Angelsachsen seien unter Führung von Hengist und Horsa (d. i. Hengst und Roß) nach England gekommen und erinnern uns der Zwieführung in Sparta, wo die Dioskuren in hervorragendem Maße verehrt wurden. Als friesischen Herdschmuck finden wir zwei nebeneinanderstehende Pferdeköpfe und bekannt sind die herrlichen *Giebelzeichen* westerwälder, westfälischer, niedersächsischer, holsteinischer u. a. Bauernhäuser, die zwei Pferdeköpfe nach außen oder innen gekehrt zeigen. Es handelt sich hier um *einen Rest unserer uralten, nordischen Symbolik.* An Stelle der Pferde finden sich auch noch *Hirsche*, auch *Schwäne* oder *Störche*. — Schwan und Storch, der weiße oder schwarzweiße Wasservogel bringt nach nordisch-„heidnischem" Volksglauben das neue Leben, das Kind. — Zwischen den Tieren steht öfters das *Kreuz* (keineswegs erst „christlich", sondern das alte, nordische Jahrwendezeichen! Vgl. auch den „Hubertushirsch", d. i. den *weißen Hirsch* mit dem Kreuz zwischen dem Geweih), *Baum* (= Welt-, Lebens-, Jahrbaum) oder *3-Blatt* (= Dreizack

= Mensch-Rune) und andere Symbole. In Holstein erscheint auch eine Amphore (= Lebenswassergefäß) als Giebelzeichen.



Münze Philipp II. von Makedonien (vergrößert).

In einem letzten Rest ist uns auch als Giebelzeichen noch die Verbindung des Pferdes mit dem Rade (dem Jahresrade) erhalten, eine Verbindung, die auf Münzen, germanischen wie keltischen, häufig auftritt. Auf keltischen Münzen sehen wir z. B. Pferd mit Menschenkopf, Schlange, Rad (4-, 6- und 8speichig) und Hand. Die Hand bezeichnet das Pferd eindeutig als Jul-Pferd (ebenso die Schlange); der Jahr-Gott hat in der Jahreswende nur mehr die eine Hand, das sind die fünf Schalttage des altnordischen Jahres, die heiligsten Tage des Jahres (siehe H. Wirth „Aufgang", S. 312, 328, 354). Neben dem einfachen 4speichigen und dem 6speichigen Rade ist uns hier besonders wichtig das 8speichige Rad, das auf die acht Monate des atlantisch-nordischen Jahres Bezug hat, und dem *der 8strahlige Stern* entspricht, der z. B. auf den künstlerisch wundervollen Münzen Philipps von Makedonien unter dem Roß erscheint, und der noch *auf deutschen Gebildbroten unter dem Schimmelreiter*, dem heiligen „Nikolaus" steht.

Hier liegt nun beileibe keine Entlehnung vor: der „Nikolaus" ist eine nur oberflächlich katholisierte, rein nordisch-„heidnische" Erscheinung. Der anklingende, griechische Name trat ein für einen echt germanischen Namen n-k-l (r, s), dem Namen Gottes in der Sturm- und Winterhälfte des Jahres, der später auch Wotan-Odhin hieß. In der Edda hat Odhin, der das 8beinige Jahr-Roß reitet, die Beinamen Nikar und Nikuz, die genau entsprechen dem angelsächsischen nicor bzw. althochdeutschem nichus; und das sind die Namen des *Nix*, *Nickel*, d. i. *des Wassermannes*. In unsern deutschen Sagen erscheint dieser Neck meist als *Schimmel* (oder als Stier!). Wir haben es hier mit einer Abspaltung und Spezialisierung zu tun: *der „Nikolaus" ist der Nickel*; der germanische Jahrgott n-k-l wurde als „Nikolaus" in den Heiligenstand versetzt. (Als Nikker, Nick aber zum Teufel degradiert: niederländ. nikker = „Teufel", engl. „old Nick" = „Teufel", vgl. Grimm, Dt. Myth. 4 I, S. 404 f.) Pferd und Wasser gehören bereits ursprünglich zusammen. Der heilige Nikolaus ist ja auch Heiliger der Schiffer, rettet aus Seenot und in einem Eifeldorf heißt es, er fahre auf einer Bütte den Bach herunter.

Wie bemerkt, erscheint der „Wassergeist" außer als Pferd (Schimmel, Apfelschimmel, auch Rappen) als Stier, seltener als Eber. Auf Island heißt der Nykur „vatna hestr" (= Wasserpferd). Das schottische Hochland kennt den „Waterkelpie", der als Pferd und auch als Stier aus dem Wasser aufsteigt.

Allgemein bekannt ist die Sage vom Pferd (meist Schimmel) als Quellwecker (durch Hufschlag! Roßtrappe!). — Es handelt sich um die Ur-Rune („Huf"), die ursprünglich „Stier" und „Wasser" bedeutet. — Als Quellenwecker erscheint auch *der Hirsch*. Dazu sei erwähnt, daß der „Wilde Jäger" — wieder eine Sonderform des Schimmelreiters (ursprünglich Jul-Roß-„Menschen") — in der Lausitz auf einem Pferd mit Hirschkopf reitet und im Schwarzwald unter dem Namen „*Neck*" auf einem Hirsch! Der Rübezahl, der in ganz Deutschland bekannt gewordene „Berggeist" des Riesengebirges erscheint auf unseren ältesten Darstellungen als Pferd mit Hirschkopf, später behält er meist nur einen Pferdefuß. Der Pferdefuß des „Teufels" weist diesen als germanischen Gott aus.

Vom achtbeinigen Roß, dem Jahrroß, wissen auch noch tiroler, schweizer und schwarzwälder Sagen. In einem siebenbürger Märchen besitzt der Schlangenkönig das weiße, achtbeinige Roß!

Als Jul-Pferd und Storch vermummte Gestalten traten zur Weihnachtszeit in Ostpreußen in der Spinnstube auf. Diese Zeit der heiligen „zwölf Nächte" ist die Geisterstunde des Jahres: alles ist in geheimnisvollen Glanz getaucht und jedes Er-

eignis hat schicksalsschwere Bedeutung. Die Totenseelen werden lebendig und das Kommende meldet sich an. Im Hannoverschen geht ein Bursche als „Weihnachtsschimmel“ verkleidet um und wahrsagt den Mädchen. *In der Neujahrsnacht sprechen die Tiere* im Stall; mancher Bauer, der aus Neugierde sich verleiten ließ, sie zu belauschen, erfuhr seinen kurz bevorstehenden Tod. — Man denke an Faladas Haupt, das zur Gänsemagd spricht; an Tacitus Bericht über die heiligen Schimmel der Germanen! Im Holländischen bedeutet „wichelen“ wiehern und wahrsagen.

Ursprünglich ist auch das Julroß jenes dämonische „Geisterroß“, das entführt zu den Toten, in die Heimat. Viele Sagen erzählen von ihm; man rufe sich ins Gedächtnis Bürgers „Lenore“ und C. F. Meyers hinreißende Ballade „Das Geisterroß“. —

Die Wintersonnenwende ist die Todesstelle des Jahr-Gottes, hier steht das Mutterwasser, das Grabhaus, in das er eingeht, um neu geboren zu werden. Daher ist sein Symboltier der Schimmel, auch todbringend. „Gefürchtet wie ein weißes Roß auf der Heide (oder wie ein Hagroß)“ lautet ein bekanntes Sprichwort. Auf Rosmersholm gehen die Toten als jagende weiße Pferde um (Ibsen).

Wie wir oben erwähnten, hat auch im griechischen Totenkult das Pferdsymbol einen hervorragenden Platz; wir kennen große „Pferdekopfamphoren“, die teils auf Gräbern standen teils selber als Grab dienten.

Hier ist nachzuholen, daß keltische Münzen vor dem Roß die Grabhausrune zeigen. Und dazu ist jene höchst altertümliche Schwurformel der Edda zu halten:

„Bei der südlich sinkenden Sonne
und Sigtyrs Bergen
bei dem *Rosse des Ruhebetts*
und dem Ring Ullrs. —

Unsere uralten, eigenständisch-germanischen Runen bestätigen noch einmal unsere Befunde: M „ehu“ und „lagu“ (d. i. *Roß und Wasser*) ist ursprünglich Wasserideogramme (M). Auf M folgt ᛞ, die Menschrune; also ist M ᛞ = Pferdmensch. (Vgl. außer den keltischen Münzen auch die griechischen „Kentauren“, d. i. Stierjäger.) M „ehu“ entspricht lateinisch equus, das wieder zu aqua (Wasser) gehört, wie vor H. Wirth — ohne dessen Kenntnis — bereits Bachofen (Gräbersymbolik der Alten, Basel 1925[2], S. 154[4]) feststellte. Bachofen sah auch den Zusammenhang des alten Worts für Pferd (Mähre, ahd. marah, kelt. marca) mit Worten gleichen Stammes (m-r-k und m-r), die Wasser bedeuten. Die Formel m-r-k bieten ebenfalls die Runen: vor M steht M̲ (r-k); M M̲ (Metathesis!) also = m-r-k. Die drei Runen ^^ M ᛞ enthalten also die ganze Roßsymbolik samt den Namen. Als „Pferdehuf“ wurde später gedeutet die Rune ᚢ (ur), die „*Stier*“ *und* „*Wasser*“ bedeutet.

IV.

Ein letzter Schritt bleibt uns noch: das Pferd ist nicht sowohl Symbol als vielmehr *Kultsymbol*. Was seinen gedanklichen Ausdruck fand im Mythos, das stellte leibhaftig vor Augen die Kulthandlung. Drama, Tragödie — und Zirkus entwachsen kultischem Mutterboden. Und die kultische, genauer toten(ahnen)kultische Bedeutung der Rennspiele können wir bei Hellenen, Römern und Iren noch übereinstimmend feststellen. *Das Rennen über die kreisförmige Bahn ist Bild des Jahreslaufs und der Wendestein*, „*die meta ist immer Leichenstein*“ (Bachofen). „Alle Spiele haben den Charakter von Leichenfeiern, die im Zirkus, die im Terentum des Tibers, die an Mincios Strand gefeierten nicht weniger als die olympischen zu Pelops' Gedächtnis, die nemeischen um Archemorus' Leichenstein, die isthmischen zu Palämons Ehre, die lydischen um das Lixusmal gefeierten.“ (Bachofen, Reclam-Ausgabe I, 345). „Die ... *Pferde- und Wagenrennen* werden ... *vorzugsweise in üppigen, feuchten Wiesengründen, am Ufer von Bächen und Flüssen gefeiert*. Die Nähe desjenigen Elementes, das man als den Sitz der Kraft, den Träger des zeugenden Lar der Erde betrachtete, mußte selbst als Gegenwart der Gottheit erscheinen, und wenn nun am Ufer die raschen Pferde dahinflogen, wie es Pindar in der ersten olympischen Ode von den elischen Spielen hervorhebt, so konnte man in dem Drehen der Räder, in dem eilenden Schritte der schäumenden Renner ein Bild des Wassers selbst erblicken, das inmitten einer unbeweglichen Natur allein den Vorzug unaufhaltsamer Eile genießt. *Die Verbindung der Zirkusspiele mit dem Wasser, mit Flüssen, mit Sümpfen, feuchten*

grasreichen Niederungen tritt überall, besonders auch zu Rom, *hervor* ...“ (Bachofen, Recl. T. 341.) — Die Rennbahn zu *Stonehenge* liegt jedenfalls in einem hünengräberreichen Gefilde, ebenso wie das Langelau. Und überaus wichtig ist, daß der totenkultische Charakter der Spiele sich in *Irland* bis ins Mittelalter erhielt: an allen großen Jahrmärkten wurden auch Rennspiele abgehalten und zwar ausnahmslos zu Ehren irgend eines berühmten Toten. Einmal noch heißt es ausdrücklich: *um den Grabhügel herum!* Die Spiele in Tailltiu (jetzt Teltown am Blackwater) soll Lug eingeführt haben „zu Ehren seiner Pflege*mutter* Tailltiu, die er dort unter einem Hügel begrub“. Die Rennen in Carman (jetzt Wexford) habe der Held Carman, so wird erzählt, eingerichtet, der dort begraben ist. Das Fest zu Emain wurde gefeiert, den Tod der „*Königin Macha mit dem goldenen Haar*“ zu beklagen, die dort ihre Residenz gehabt haben soll. Weiterhin wurden noch Rennspiele abgehalten in Cruachan u. a. Cruachan und Tailltiu waren altberühmte *Begräbnisplätze*. (Vgl. Frazer, g. b.[3] II 5 Funeral games.) Für uns sind diese Nachrichten von allergrößter Wichtigkeit, einmal, da in Irland-Schottland die alte Kultur jener Tuatha Dé Dannan, die H. Wirth mit den Urgermanen gleichsetzt, sich zäh erhalten hat, dann, weil hier noch deutlich bewahrt ist, das „Mutterrecht“ der atlantisch-nordischen Rasse, d. h. die führende Stellung der Frau im Kult, die in Griechenland wie Rom, jedenfalls in Zusammenhang mit den Spielen, völlig verlorengegangen ist.

Aus den Überlieferungen der Hellenen, Römer wie Iren ergibt sich also in völliger Übereinstimmung: die Rennspiele sind Jahreslaufkultspiele und finden ursprünglich um ein Ehrengrab als Meta (= Wintersonnenwende-Stelle) statt. Man wählte ferner für diese Kultspiele Plätze in der Nähe jenes mütterlichen Urelementes, des Wassers. Dieselben Kultgepflogenheiten hatten die Germanen, wie die Langelauer Rennbahn erweist.

Schrifttum: Über das Langelau im allgemeinen siehe Teudt, Germanische Heiligtümer (Jena 1931[2]). — Von den Bachofen-Ausgaben sind die von Bernoulli bei Reclam zu empfehlen; über B. siehe Bernoulli, B. und das Natursymbol (Basel 1924). — Herman Wirths grundlegendes Werk („Aufgang der Menschheit“, Jena 1928) ist jetzt ergänzt durch eine kleine Schrift „Was heißt Deutsch?“ (Jena 1931), die wichtigstes Material auch zur These Tuatha-Urgermanen bringt. — Über die irischen Rennspiele orientiert man sich bei Frazer, Funeral games (in The golden bough II 5 1911[3]), der auf Keating und Joyce fußt. — Aus der Spezialliteratur seien genannt: L. Freytag, Das Pferd im germanischen Volksglauben (B. 1900), L. Malten, Das Pferd im Totenglauben (B. 1914) und Leichenspiel und Totenkult (Rom 1923/24), Wilh. Mannhardt, Die lettischen Sonnenmythen (B. 1875, Zt. f. Ethnol., 7. Jg.), Jul. von Negelein, Das Pferd im arischen Altertum (Königsberg 1903) und Die volkstümliche Bedeutung der weißen Farbe (B. 1901, Zt. f. Ethnol. 33). — Über die Giebelzeichen: Chr. Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, besonders in Norddeutschland (Kiel 1860) und A. Peez, Erlebtes — Erwandertes, Bd. I, Kap. I (Wien 1899). — Der Aufsatz von Bruno Gutmann über „Die Schimmelreiter“ („Zeitwende“, Dez. 1930) wurde nicht mehr berücksichtigt. Die Behauptung Gutmanns, die heidnisch-germanische Symbolik habe im Christentum ihre „Erfüllung gefunden, ist völlig verfehlt. G. beachtet dabei nicht jene Sagen von den „Schimmelkapellen“, in denen Schimmel verhungert sein sollen. Die Kirchen zerstören — trotz aller zeitweiligen Zugeständnisse — die Symbolik, indem sie sich gegen das symbolische Erleben und Denken selbst richten. „Bekehrung“ ist nicht eine kurze, abgeschlossene Zeitepoche, sondern die sukzessive Zerstörung der nordischen Erbsubstanz (Umschlagen des Lebensbaumes!). (Vgl. hierzu Bernh. Kummer, Midgards Untergang [L. 1927], das Schlußkapitel.

(Einige weitere Abbildungen, die aus Raummangel zurückgestellt werden mußten, erscheinen noch im 1. Heft der 3. Folge.)

Mitteilungen.

Pfingsttagung 1931. Die Einladung zur Pfingsttagung 1931 liegt diesem Hefte doppelt bei. Wir bitten, das 2. Blatt tatkräftig zur Werbung zu benutzen. — Von dem neuen Werbeblatt, das dem vorigen Hefte beilag, übersendet Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7, auf Anfordern gerne weitere Stücke.

Einbanddecke. Wie im vorigen Jahre lassen wir auch diesmal wieder eine Einbanddecke herstellen. Um den Bedarf übersehen zu können, erbitten wir zunächst recht bald unverbindliche Vormerkungen an die Geschäftsstelle. Auf Grund dieser Vormerkungen läßt sich der Preis berechnen. Er wird im 1. Heft der 3. Folge, das im Anschluß an die Pfingsttagung erscheint, bekanntgegeben werden. — Im vorigen Jahre konnten eine Anzahl verspäteter Bestellungen auf Einbanddecken nicht mehr berücksichtigt werden, da der Vorrat vergriffen war.

Das Inhaltsverzeichnis der 2. Folge liegt dem 1. Heft der 3. Folge bei: Diejenigen Bezieher, welche die 3. Folge nicht mehr zu beziehen wünschen, wollen das Inhaltsverzeichnis von der Geschäftsstelle anfordern.

Abbestellung der Hefte. Wir wiederholen unsere Bitte aus Heft 5, Abbestellungen spätestens binnen zehn Tagen nach Empfang des 6. Heftes an unsere Geschäftsstelle zu übermitteln. Andernfalls setzen wir voraus, daß auch Bezug der 3. Folge gewünscht wird.

Restzahlungen. Auf die Notiz, die in Heft 5 unter „Klarstellung" (S. 130) veröffentlicht worden war, sind erfreulicherweise eine ganze Anzahl der Restzahlungen für die 2. Folge eingegangen (3,40 Mk.; es waren diejenigen Bezieher darum gebeten worden, welche den Hinweis auf S. 65 übersehen und nur 6,60 Mk. eingezahlt hatten). Wir hoffen, daß noch ausstehende Beträge vor Beginn der neuen Folge eingezahlt werden.

Bei der Gelegenheit sei die Bitte um **deutliche Schrift** auf den Zahlkartenabschnitten wiederholt. Erforderlich ist auch, genau anzugeben, wofür die Zahlung geleistet wird. Besondere Schwierigkeiten machen die Zahlungen, die durch Banken und Sparkassen eingehen; auf den Abschnitten steht — auch bei Neubestellungen — oft nur der Name des Absenders; es fehlt die Anschrift und die Angabe, wofür die Zahlung bestimmt ist.

Die neue Folge. Wie unseren Lesern durch die Hinweise in Heft 4 bekannt ist, hatte die Vereinigung während der 2. Folge mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Als wir im November 1930 uns plötzlich gezwungen sahen, die Verlagsvereinbarung mit Herrn P. W. Pielsticker zu lösen, war zunächst das 4. Heft von uns allein herauszubringen. Dann war der ganze technische Apparat (Versendung, Feststellung der Einzahlungen usw.) neu aufzubauen. Es ist uns gelungen, nicht nur den Verlust an Mitgliedern und Beziehern, den wir leider bei dieser Gelegenheit feststellen mußten, auszugleichen, sondern die Zahl der Bezieher gegenüber der 1. Folge trotz allem noch in erfreulicher Weise zu steigern. Allen, die uns in der Werbung neuer Mitglieder unterstützt haben, sagen wir herzlichen Dank!

Die 2. Folge hat um die Hälfte mehr Umfang als die erste. Wir hoffen, die 3. Folge, deren 1. Heft im Anschluß an die Pfingsttagung erscheint, noch reicher ausstatten zu können: größere Seitenzahl, gefälligerer Druck usw.

Unseren Mitgliedern und Beziehern danken wir für die Teilnahme und hoffen, daß sie auch fernerhin der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" treu bleiben werden.

Für die Einzahlungen auf die 3. Folge — die auch in Raten erfolgen können — bitten wir die beigelegte Zahlkarte zu benutzen.



Unter Hinweis auf den Aufsatz „Ein Radkreuz an einer lippischen Dorfkirche" (Heft 4 S. 86—89) übersandte uns Herr Ing. Messenböck-Linz nebenstehendes Bild und diese Mitteilung: „Gelegentlich von Wiederherstellungsarbeiten im Sommer 1930 in der Pfarrkirche in Perg im unteren Mühlviertel (Oberösterreich nördlich der Donau) kam beim Abschlagen des Verputzes an der Außenseite der Kirche ein vermauertes gotisches Portal zum Vorschein, und in dessen Bogenfelde ein Radkreuz. Laut Zeitungsnotiz sei das Radkreuz gemalt, von unten rechts greife eine Hand hinein. Dieses Tor, welches vielleicht als unchristlich empfunden wurde und wahrscheinlich deshalb durch Vermauern zum Verschwinden gebracht worden ist, soll dem zu errichtenden Kriegerdenkmal den Rahmen geben."

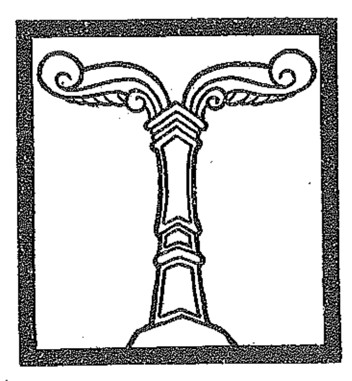
Verantwortlich für den Textteil: Studienrat Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. — Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien", an den 1. Vorsitzenden: Platz, Detmold, Bandelstraße 7; alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Detmold, Hermannstr. 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65 278. — Druck und Versand: Westf. Buch- u. Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Str. 32.

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, Detmold

2. Folge 1930/31



Westfälische Buch- und Kunstdruckerei und Versand
Gustav Thomas, Bielefeld